



1924-02-10

## Quer durch den Wiener Alltag

Lilly Klaudy

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19220210&seite=1&zoom=33>

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Klaudy, Lilly, "Quer durch den Wiener Alltag" (1924). *Essays*. 549.

[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/549](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/549)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

*Quer durch den Wiener Alltag.*

Tagebuchnotizen von Lilly Klaudy.

Wenn einer eine Reise tut und er ist von kluger, eindrucksfähiger Art, dann führt er meist – so war's von alters her und wird's wohl immer sein – teils für sich selbst und teils zu Nutz und Frommen anderer, ein Tagebuch. Warum? Weil das Bewußtsein die Fülle anstürmender Erlebnisse, Eindrücke und Erfahrungen nur schwer verstauen, einordnen und im Bedarfsfalle wiedergeben kann, sofern nicht der Erinnerung Aufzeichnungen nachhilfedienstbereit zur Seite stehen. Wie aber kommt es, muß man fragen, daß in der Fremde ein jeder allerlei erlebt, auf Schritt und Tritt, Seltsames und Beschauliches, Guckkastenbuntheit, muntere Schnurren, selbst der, dem in der Heimat der Tag Mißfarben öde, beinahe bilderlos verrinnt? Ist's anderswo so völlig anders als daheim? Bleibt nicht der alte Adam allerorts derselbe, des Lebens Mechanismus letzten Endes überall der gleiche, auch wenn die Trachten, der Rahmen, die Kulissen wechseln? Ist nicht der Unterschied vielmehr bloß in uns selbst gelegen, bloß in der Art, wie wir die Menschen und die Dinge auf uns wirken lassen, wie wir Erscheinungen, die uns umgeben, empfinden und zur Kenntnis nehmen?

Das Altgewohnte, Längstvertraute, darüber kann kein Zweifel herrschen, macht die Sinne stumpf, den Geist der Nachdenklichkeit träge. Im Göpel dumpfen Alltagseinerleis erstirbt die Freude am Entdecken. Man hört und sieht im besten Fall, was anruft, was ins Auge sticht – nicht mehr. In eine fremde Welt tritt man erwartungsvoll, gespannt, mit Augen ein, die täglich, stündlich Auslug halten nach Neuem, Wunderbarem, mit unentwegt gespitzten Ohren, die allenthalben etwas hören *wollen*, die aufhorchen und lauschend zuweilen wundersame Beute machen.

Nun ist die Welt aber in dieser Zeit recht eng geworden, und jenes Ausfallspörtchen im Mauerring verhaßter Alltagsfron, durch das man hin und wieder ins Reich der Abenteuer und Erlebnisse entwischen durfte, tut nur ein Schlüssel auf, so schwer in Gold, daß wenige sich seines kostbaren Besitzes rühmen dürfen. Sollen nun alle anderen deshalb resignieren? So viele hungernde Diariumblätter leer und unbeschrieben bleiben? Fehlgeschlossen! Xavier de Maistre mit seinem „*Voyage autour de ma chambre*“ hat bewiesen, daß man nicht erst in die Ferne schweifen muß, um reizvollen Besonderheiten auf die Spur zu kommen. Warum also nicht einmal Entdecker in der eigenen Heimat sein? Warum nicht ab und zu mitten im Alltagstreiben versuchen, ausschauend wahrzunehmen, aufhorchend zu erfahren?

Und kurz und gut: ich bin entschlossen, touristisch einen Trip quer durch das Wiener Leben *up to date* zu tun und Curiosa, die mir dabei unterlaufen, gewissenhaft zu registrieren.

.....

Als ich noch im Flügelkleide in die Mädchenschule ging, wurde uns Kindern – ich erinnere mich dessen sehr genau – als Definition des Begriffes „Kleingeld“ folgende Erklärung eingetrichtert: Kleingeld sind die als Zahlungsmittel dienenden Bruchteile einer beliebigen Währungseinheit. Das war klar und wahr. *Damals* nämlich! Inzwischen hat, wie so manche Wahrheit auf der Welt, auch dieser Lehrsatz im Wandel der Zeiten und Geschehnisse eine gewaltige Umwertung erfahren.

Als ich dieser Tage ein kleines Mädchen fragte, was Kleingeld sei, definierte dieses nicht wie seinerzeit es unsere Schulweisheit getan, vielmehr überlegte die Kleine eine Weile und verblüffte mich sodann durch die mit großer Bestimmtheit abgegebene Erklärung: „Kleingeld ist das, wofür man überhaupt nichts mehr bekommt.“

„Bravo“, sagte ich anerkennend. Besann mich aber gleich danach, denn es fiel mir ein Erlebnis aus den letzten Tagen ein, dessen Zeugin das kleine Mädchen zufällig geworden war und das dieser zeitgemäßen Erörterung bedauerlich zu widersprechen schien. „Doch,“ sagte ich deshalb, „man bekommt schon noch etwas dafür. Besinne dich nur recht, mein Kind.“

Die Kleine dachte angestrengt nach. Dann zuckte jäh ein Blitzlicht der Erinnerung in ihr auf und strahlend rief sie aus: „Ach ja, ich weiß. Wenn man es einem „armen Blinden“ schenkt, und der sieht, daß es weniger als zwei Kronen ist, dann kriegt man dafür eine Riesengrobheit.“

„Also, siehst du, doch etwas!“ Allerdings – da hatte Kinderweisheit wieder einmal ins Schwarze getroffen – heutzutage das einzige, was man dafür noch haben kann. Aber sollte es wirklich übel bestellt sein um ein Volk, dessen Selbstgefühl so hoch entwickelt ist, daß keines Bettlers Stolz sich vor einer Krone beugt? Das heißt natürlich, wohlverstanden, wenn diese Krone österreichischer Währung ist . . . .  
!

Unter dem Registerwort „Kleingeldstudie“ habe ich übrigens noch eine andere Erfahrung nachzutragen.

Es war im Wiener Stadttheater, um die Zeit der weihnachtlichen Schulvakanz. Draußen fiel der Regen wie aus [Reutern?]. In der Garderobe stand das Publikum, durch die Not der Kriegsjahre gedrillt, in Doppelreihen geduldig „angestellt“, wie zur Zeit der schönsten Erdäpfelpolonaisen seligen Angedenkens.

„Kleingeld bereit halten! Kleingeld, bitte!, dekretierte die Garderobiere über die Köpfe der Wartenden hinweg.

Vor mir hatte ein ältliches Ehepaar Posto gefaßt. Typus: Provinzausflügler auf einer Ferientour. Der Mann mit kurzsichtigen Augen hinter dicken Brillengläsern, Schlapphut und grauer Schnittlauchmähne – vielleicht ein Gymnasiallehrer aus Horn, Waidhosen oder Wels – kramte nervös in Westentasche und Portefeuille, wandte sich dann an mich und fragte höflich, ob ich ihm nicht ein bis zwei Kronen in Kleingeld umwechseln wolle. Warum nicht? Ich hatte ein ganzes Päckchen der trostlosen Papierschnitzel im Ausgeding eines entlegenen Portemonnaiefaches stecken. Dem Mann konnte also gut und gern geholfen werden.

Inzwischen waren wir gemeinsam bis an den Kleiderablegetisch vorgerückt „Kleingeld?“, fragte die Garderobiere streng. Der Mann aus der Provinz hielt triumphierend die fliegenden Blätter mit den Schönheitskonterfeien der österreichischen Landschaft hoch. „Zwei Mäntel, zwei Hüte, zwei Schirme, zwei Paar Galoschen, zwei Pakete zur Aufbewahrung – macht 100 Kronen.“

„Wie?“ fragte der alte Herr. Er hatte vermutlich nicht recht gehört.

„100 Kronen. Sie haben doch Kleingeld, was?“

„Kleingeld . . . ! O ja! Was man heutzutage so nennt . . .“

Verdattert steckte der Fremde das österreichische Landschaftsalbum in seine Tasche, wo diese am tiefsten war. Und dort wird dasselbe wahrscheinlich immer noch ruhen. Denn was sollte ein Mensch in einer Zeit, wo der Aufbewahrungspreis für *ein* Garderobestück bereits die Höhe von 50 Kronen erreicht hat, schließlich auch mit Scheinen beginnen, deren Zehnfaches noch immer nicht genügt, an den Begriff „Kleingeld“ auch nur annähernd heranzureichen?

.....

Wenn es nicht regnet, wenn es nicht schneit, wenn der Boden trocken ist und die Sonne scheint, dann sind in unsere Gasse am grünen Westende der Stadt der Ueberbleibsel einer naiv-groteksen mittelalterlichen Einrichtung, die lieben Straßenkehrer, am Werk. Mit struppigen Rutenbesen bemühen sie sich, den Staub, der sich bereits am Rande des Fahrweges zur Ruhe gesetzt hat, so lange zu kitzeln und zu peitschen, bis er wütend wird, auffährt und wirbelnd in weißen, stickigen Wolken durch die Straße tobt. Dann sehen all die soignierten Rechtsanwälte, Hofräte und Sektionschefs, die um diese Stunde mit sorgfältig gebürsteten Schuhen, Samtkrägen und Hutkrempe aus ihren Häusern treten, im Nu aus, als hätten sie insgesamt mit dickgepuderten Rokokomarquisen Schnellpolka getanzt, und die Straßenkehrer, auf ihre Besen gestützt, betrachten zufrieden ihr Werk, weil jedermann daran erkennen kann, mit wieviel emsiger Betriebsamkeit sie ihrem gesundheitsfeindlichen Beruf abliegen.

Die Straßenkehrer in unserer Gasse sind übrigens durchaus respektable Leute, mit welchen mich das Band einer mehrjährigen Bekanntschaft verbindet, geknüpft dadurch, daß sie in früherer Zeit, besonders nach größeren Gesellschaften, Zigarrenspitzel und „Tschicke“ aus unseren Aschentellern zu beziehen pflegten. Heute, als glänzend besoldete Kommunalbeamte, haben sie das natürlich nicht mehr vonnöten. Im Gegenteil! Als wir kürzlich zwei neue Gesichter unter ihnen auffielen, und ich anteilnehmend nach dem Verbleib der alten forschte, erhielt ich auf mein Fragen folgenden Bescheid: Gestorben seien die Vermißten alle beide. Aber wie? Der eine von ihnen hatte gewettet, er werde einen Liter Wein auf einen Zug austrinken. Das Geschäft kam zustande. Alles ging gut. Beim letzten Achtel aber wurde dem Manne plötzlich die Kehle eng, er fiel um und – kehrte nie wieder. Der Andere, das Opfer einer nicht minder ungewöhnlichen Todesart, hatte sich beim Gabelfrühstück im Uebereifer des Genusses an einem Bissen Kalbsgulasch tödlich verschluckt.

„Arme Straßenkehrer!“, dachte ich, wahrhaft bewegt, „die ihr beständig von Gefahren umlauert seid, die uns Intellektuelle nie bedrängen.“ Denn wenn ich auch angestrengt nachdenke und mich beispielsweise eines Mittelschullehrers erinnern kann, der in seiner Kammer Hungers gestorben ist, und von Fällen weiß, wo alte Militärs aus Wohnungs- oder Kohlennot zur Browningpistole gegriffen haben . . . einen, auch nur einzigen geistigen Arbeiter ausfindig zu machen, der an Bratenfleisch oder an Wein – der Liter zu tausend Kronen – erstickt wäre, ich bin es beim besten Willen nicht imstande.

Ich habe die Bekanntschaft einer Bäuerin gemacht. Einer richtigen Bäuerin, Besitzerin von sechzehn Milchkühen, sieben Schweinen und vielen Hühnern, die, wenn sie Lust haben, Eier legen. Mithin einer durchaus bemerkenswerten Persönlichkeit. Im Laufe des Gesprächs suchte ich Fühlung zu nehmen, ob es nicht möglich wäre, durch die Beneidenswerte zuweilen Milch, Eier, Butter oder ähnliche kulinarische Raritäten zu beziehen. Selbstredend würde ich nicht ermangeln, mich gegebenenfalls

entsprechend dankbar zu erwiesen. Eindringlich und beziehungsweise tändelte meine Rechte bei diesen Worten mit einem schlangenledernen Banknotentäschchen. Mein Widerpart verfolgte aufmerksam das Spiel meiner Finger, zuckte die Achseln und meinte dann mit tief herabgezogenen Mundwinkeln: solcher „Fetzen“ habe man gerade genug, um im Frühjahr das „Gartensalettl“ damit auszutapezieren. . . . Ich entgegnete, ich besäße auch hübschen Schmuck, von dem ein oder das das andere Stück sicherlich Freude machen könnte. Mein Vis-à-vis sah mit einem Blick an sich nieder, der deutlich sagte: „Auch ich habe nur zehn Finger, zwei Handgelenke, zwei Ohren und einen einzigen Kragenschluß. Was dort Platz hat, ist reichlich vorhanden. Mehr könnte beim besten Willen auch ich nicht auf einmal tragen.“ Nun gab ich das Spiel verloren. Da fiel der Blick der Lebensmittelgewaltigen von ungefähr auf meinen Bösendorferflügel in der Ecke, und sie sagte, schlicht und doch erhaben: „No alsdann, bin ja christlich. I lass‘ mit mir reden. Was war’s denn hernach mit so an dreihaxerten Kupfer. . . .?“

Polyhymnia, Mutter des Orpheus, Muse der Tonkunst und des Saitenspiels, du brauchst nicht schamgequält dein Antlitz zu verhüllen! Der Gedanke, einen späten Abkömmling der von dir geschaffenen Leier in Topfen oder „Kipfler“ umgesetzt zu wissen, soll keinen Schatten in deinen olympischen Frieden streuen. Ich werde auch fürderhin ein milchloses und eierarmes Dasein führen und an den Fettvollgehalt der holländischen Speisemargarine glauben. Wenn aber der tägliche Kampf ums Zahlendürfen vertobt ist und Feierabendstimmung Einkehr hält in meinem arktisch kühlen Studio, dann will ich mich an meinen „dreihaxerten Kupfer“ setzen und, dankerfüllten Herzens, reuelos, aus seiner Tiefe Schuberts Hymnus rufen:

Du holde Kunst, in wieviel grauen Stunden,  
Wo mich des Lebens wilder Kreis umstrickt,  
Hast du mein Herz zu warmer Lieb‘ entzünden,  
Hast mich in eine bess‘re Welt entrückt.  
Oft hat ein Seufzer, deiner Harf‘ entflossen,  
Ein süßer, heiliger Akkord von dir  
Den Himmel bess‘rer Zeiten mir erschlossen!  
Du holde Kunst, ich danke dir!  
Amen.